

Weltsprache Englisch: Dominanz und Beherrschung.*

Oder: ein bisschen Englisch können viele.

Prof. Dr. Dieter Stein
Lehrstuhl Anglistik III – Englische Sprachwissenschaft
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

stein@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Das Thema ist in aller Munde. Die Allgegenwart des Englischen verleitet viele dazu, in dieser Sprache den Nachfolger des in früheren Zeiten globalen Lateins zu sehen. Nicht nur, aber gerade auch, von vielen Deutschen wird das Englische als zu dominant empfunden, geradezu als Bedrohung der nationalen Identität: wenn das wichtigste Vehikel nationaler Identität bedroht ist, die nationale Standard-Sprache, dann fühlt sich auch die Nation bedroht und einem Sprachimperialismus ausgesetzt, gegen den es sich ganz vorzüglich emotional reagieren lässt. Dem Eindruck der Dominanz des Englischen kann man sich umso weniger entziehen, je mehr man dem Komplex Medien und Wirtschaft ausgesetzt ist, oder gar professioneller Bestandteil dieses Komplexes ist. Und dann gibt es auch noch, *quantité négligeable*, durchaus andere Sprachen, die sich oft, und oft zu Recht, in ihrer kulturellen und historischen Bedeutung an den Rand gedrängt sehen. Auch dieser Eindruck täuscht nicht, und sicher zumal dann nicht, wenn man sich die schulische Verbreitung etwa des Französischen und die öffentliche Beherrschung des Französischen ansieht. Von der Beherrschung DES Englischen wird im letzten Teil meines Vortrags gehandelt, zunächst soll die Rede sein von der Beherrschung DURCH das Englische.

1. Wie ist es NICHT zur Dominanz des Englischen gekommen?

Vielleicht zuerst ein Wort dazu, was NICHT der Grund für die Dominanz ist. Hier kann man vor allem zwei Aspekte nennen. Der eine ist die strukturelle oder typologische Beschaffenheit des Englischen. Es ist bekannt, dass Sprachen SEHR unterschiedlich gebaut sein können. Wenn man auf Japanisch oder Chinesisch schaut, ist das intuitiv klar. Es gibt nichts an der speziellen inneren Architektur des Englischen, das es dazu prädestiniert, eine dominierende Weltsprache zu werden. Jede andere Sprache könnte es auch werden, war es auch (Latein), und wird es vielleicht werden (Chinesisch). Mit einer kleinen Ausnahme, darauf komme ich noch, hat das Englische in seiner Struktur, als Instrument zum Ausdrücken von Bedeutungen aller Art, keinerlei eingebauten Vorsprung vor anderen Sprachen.

Der zweite Aspekt betrifft die Tatsache, dass in den USA heute amerikanisches Englisch gesprochen wird und nicht Deutsch. Entgegen der landläufigen Meinung war das eigentlich nie eine wirkliche Alternative. Man sagt, dass 1794 um Haares Breite, genauer gesagt, um einer Stimme im Repräsentantenhaus, beinahe Deutsch die nationale Sprache Amerikas geworden wäre. Tatsächlich war es so, dass einige Deutschstämmige aus Virginia den Vorschlag einbrachten, dass einige Gesetze sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch formuliert werden sollten. Der Vorschlag fand dann auch in einem Unterausschuss des Kongresses Unterstützung, wurde dann aber bei der Abstimmung mit 42 zu 41 Stimmen abgelehnt. Es war nie die Rede von der Einführung von Deutsch als nationaler Sprache. Ein gewisser Frederick August Muehlenberg soll die entscheidende Stimme dagegen abgegeben haben (Heath 1981). Jedenfalls wird Muehlenberg das angedichtet und diese Episode ist in

der Geschichte und in der Sprachgeschichte des Englischen als „Muehlenberg-Legende“ bekannt. Eine genauere Darstellung findet sich bei Otto Sandrock: „Die deutsche Sprache und das internationale Recht: Fakten und Konsequenzen“, §V „Ein Post-Scriptum: die sog. Muehlenberg-Saga“. in: Ulrich Hübner/Werner F. Ebke (Hrsg.), Festschrift für Bernhard Großfeld zum 65. Geburtstag, Heidelberg 1999, S. 971–995. Diese Episode wurde in der Berichterstattung in der Presse verdreht und verfälscht, sie bietet sich ja geradewegs dazu an, und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu benutzt, die Amerikaner zu warnen, dass es den Deutschen immer noch gelingen könnte, die Wahl des Englischen als nationale Sprache zu gefährden. Wie gesagt, dazu gab es kaum jemals eine realistische Chance. Die Deutschen waren im übrigen in den USA weniger als Deutsche bekannt, sondern z.B. als Schwaben oder Pfälzer, d.h. als mehrere Lokalidentitäten, und kaum als eine einzige Nationalidentität. Das änderte sich erst so richtig mit dem Ersten Weltkrieg, da wurden Deutsch zu einer negativ besetzten Gesamtidentität, mit der dann auch der Status des Deutschen im öffentlichen Leben und in der Universität, und auf Deutsch vertretener wissenschaftlicher Inhalte und Ansätze, vor allem auch in der Sprachwissenschaft, rapide bergab ging.

Jedenfalls HABEN wir unsere Muehlenberg-Legende, und wir sollten sie uns auch bewahren – stellen Sie sich vor, um Haares Breite wäre in Amerika Deutsch gesprochen worden. Das tut uns gut. Dies wird nicht die letzte Legende sein, die hier zur Sprache kommt.

2. Was waren Faktoren, die zur heutigen Dominanz des Englischen in der Welt geführt haben?

Es lassen sich im Geschwindmarsch und in grausamer Vereinfachung mehrere Faktoren nennen, die eine große Rolle gespielt haben. Und diese Faktoren sind ausschließlich wirtschaftlicher und politischer Natur. Es wäre sicher schön, auch so etwas wie geistige oder sonstige feinere, gar kulturelle, Gründe nennen zu können, aber so war und so ist es nicht.

Ich will mir ersparen, zu weit zurückzugehen, und mich zu verlustieren in den Gründen, warum die Vorläufer des Englischen, die angelsächsischen Dialekte vor 1000, schließlich alle anderen keltischen Sprachen auf den britischen Inseln verdrängt haben, und auch auf dem amerikanischen Kontinent die Indianersprachen. Ich spare mir also fast 1000 Jahre und möchte den Ausgangspunkt legen auf eine Situation in der die sogenannte moderne Zivilisation den Buchdruck und die massenhafte Verbreitung von Wissen in gedruckter Form zur Verfügung hat, also einen ausgelagerten Wissensspeicher, der sich nicht mehr auf Gedächtnisressourcen verlassen muss. Derjenige gewinnt nun das Rennen um die Weltsprache, dessen Produkte den besten Zugriff auf diese Kulturtechnik haben, der die interessantesten Produkte hat. Das sind vorab die „Philosophical Transactions“ der Royal Society of London, gegründet 1660: Jeder will Zugriff haben auf die Erkenntnisse der modernen, neuzeitlichen Naturwissenschaften. Und diese sind in die neu sich entwickelnde englische Wissenschaftssprache der Transactions verpackt – ein kaum zu überschätzender Startvorteil des Englischen, und auch der vom Englischen ausgehenden und heute dominierenden Wissenschaftsstilistik.

Der nächste wichtige Faktor ist das Britische Empire. Englisch musste natürlich in den Ländern des Empire gelehrt werden, und zwar damit die Soldaten ihre britischen Befehlshaber verstehen konnten, und damit eine funktionierende Verwaltung aufgebaut werden konnte. Man schaffte es auch, dem Englischen selbst eine zivilisierende Wirkung anzudichten, wie

das bei anderen Sprachen auch schon mal der Fall ist. Wer also als zivilisiert gelten wollte, musste Englisch reden können.

Mit dem Empire gelangte Englisch rein räumlich gesehen um die Welt. Englisch ist so gesehen eine so genannte „transplanted language“, also eine Sprache, die in der Neuzeit von ihrem originären Muttersprachenbereich der britischen Inseln auf andere Kontinente und andere Länder übertragen, also im fast dermatologischen Sinne transplantiert wurde. Dies gilt für die Migration nach Amerika in der gleichen Weise wie für die Ausbreitung auf andere Kontinente.

Das Empire ist geschrumpft, aber Englisch ist geblieben, und vor allem das Lehren des Englischen, vor allem auch die „teaching English industry“.

Mit dem Ende des Ersten und erst Recht nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde nun eine Entwicklung in Gang gesetzt, die einen Quantensprung in Richtung der heutigen Situation einer effektiven Dominanz des Englischen bewirkte. Die Vereinten Nationen hatten zunächst noch fünf offizielle Sprachen designiert: Chinesisch, Englisch, Französisch, Spanisch und Russisch – die Siegersprachen. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es aber nun die USA, die die Regeln des Wiederaufbaus in der Welt bestimmten, und zwar in wissenschaftlicher und bildungspolitischer Sicht: sie waren die einzige Weltmacht, die intakt geblieben war. Und eine ganz entscheidende Rolle spielte die nächste Revolution im Bereich der Kulturtechniken, nämlich der Computer. Um es gleich vorneweg zu sagen: das Internet ist die dann folgende nächste kulturtechnische Revolution, bei der Englisch eine zentrale Rolle spielt.

Doch darüber später, zunächst zum Computer, als dem technischen Verpackungsmittel von wissenschaftlicher und technischer Information. Die ersten Computersprachen (wer erinnert sich noch an die romantischen Zeiten von Basic und Fortran?) waren sämtlich in Englisch konzipiert. Zunehmend übernahmen die USA die Weltführerschaft auf dem Gebiet der Wissenschaft und Technik, die natürlich zunehmend in ihrer Sprache stattfand. Und um an diese Wissensbestände zu gelangen, und damit persönlichen und gesellschaftlichen Erfolg zu erzielen, muss man Englisch lernen, und es lehren. Die Wissensbestände selbst wurden zunehmend über den Computer transportiert, sehr schnell verbreitet und zugänglich gemacht. Und die Sprache dieser Technologie selbst tut ein Übriges, um diesen Effekt noch zu verstärken. Russland, der stärkste Konkurrent, kapselte sich während des Kalten Krieges selbst ab und hängte sich dadurch selbst ab. Der Sputnik-Effekt bewirkte nur eine kurze und zeitlich sehr begrenzte Zunahme des Interesses am Russischen. Wie eben auch das Interesse an Deutsch in den GUS-Staaten, wie es kurzzeitig nach der Auflösung des Ostblocks in den Vordergrund gelangte, im Augenblick ebenfalls stark zurückgeht zugunsten des Englischen.

Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, dass es die Marktführer nicht nur in der Wissenschaft sind, die die größten Informationsmengen verarbeiten, die aber auch zugleich die größten Informationsmengen produzieren – ein sich selbst multiplizierender Effekt mit den erwartbaren Folgen für den Status des Englischen, vor allem in Wissenschaft und Wirtschaft. Hier gilt das so genannte „Gründer-Prinzip“: wer eine Domäne einführt, bestimmt die praktischen und sprachlichen Spielregeln der Domäne.

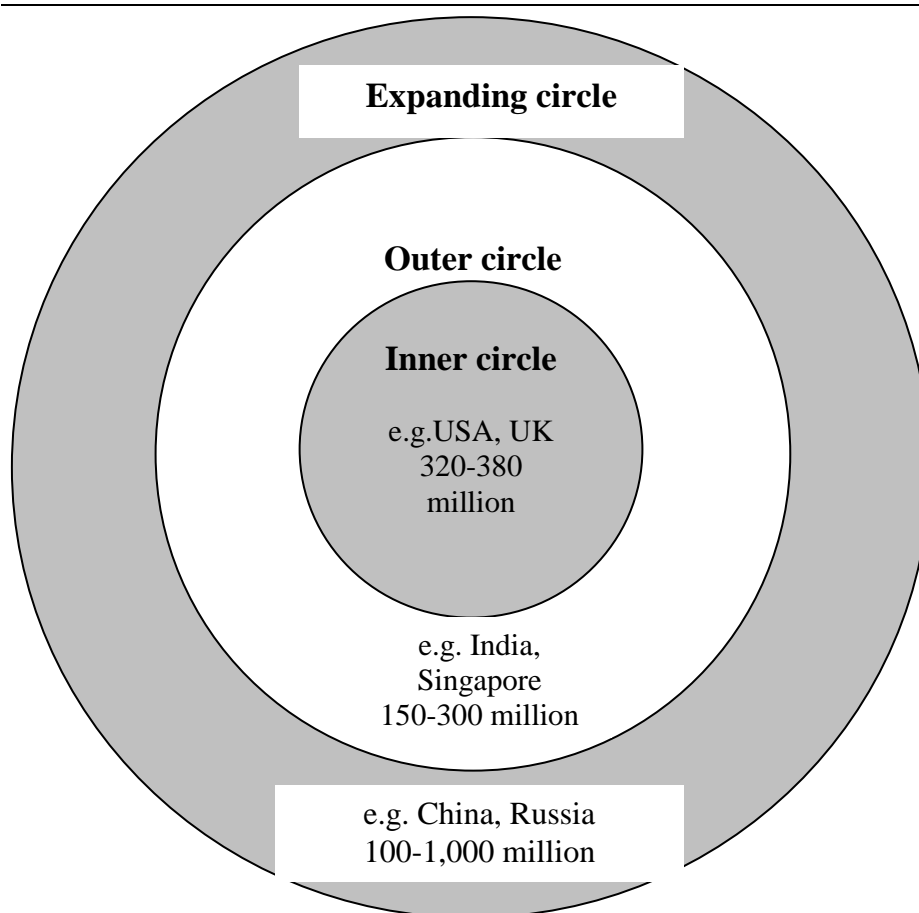
Entscheidend für die nun von den USA ausgehende Ausbreitung des Englischen war also eine eher zufällige Konstellation von unterschiedlichen Faktoren, wie die politische Situation nach dem Ersten Weltkrieg, die Vereinten Nationen, das exponentielle Wachstum von Wissenschaft und Technologie sowie der Computer.

3. Folgen für die englische Sprache

Damit sind wir nun endlich bei der „kritischen Masse“ des Vortrags angelangt, „kritisch“ in mehr als einem Sinn. Die skizzierte Ausbreitung des Englischen hat Folgen auf mehreren Ebenen. Sie hat zunächst Folgen für das Englische selbst, für seine innere Architektur, mit Weiterungen dafür, was man unter Englisch versteht, gar unter „gutem Englisch“, und was ein in der deutschen Exportwirtschaft Tätiger, und die soll es ja recht zahlreich geben, an Wissen über das heutige Englisch in seinem Ausbildungsmarschgepäck haben sollte, damit man sich und seine Produkte im Englisch sprechenden Ausland besser an den Kunden bringen kann – bekanntlich soll man die Sprache seines Kunden sprechen. Und da hat sich nun einiges verändert, welches Englisch man sprechen sollte, und welches nicht. Darüber nun ein paar kurze Bemerkungen.

Was ist die sprachliche Struktur dieses Englisch sprechenden Auslandes?

Bis vor etwa zwanzig Jahren hätte man die Englischsprecher wie folgt unterteilt:



The three circles of English

Abbildung nach Crystal, *English as a Global Language*, S. 54.

Wie Sie sehen, gibt es etwa 350 Millionen echte Muttersprachler, dann etwa 300 Millionen Menschen („outer circle“), die aus den Kolonialgebieten stammen und die Englisch als eine zweite Sprache sprechen. Wir sprechen hier von einer „Diglossie“, also einer geregelten und gesellschaftlich akzeptierten Aufteilung der Sprachen nach gesellschaftlichen Situationen und Funktionen: Englisch für die so genannten „hohen Funktionen“ (Bildung und Erziehung, Verwaltung, Recht) und die Lokalsprache für alle anderen Funktionen. Diese Situation bezeichnen wir als „English as a second language“, also als eine Zweitsprache.

Für den „expanding circle“ ist charakteristisch, dass es keine koloniale Tradition gibt, aber Englisch als Fremdsprache benutzt wird. Diese Situation gibt es praktisch fast auf der ganzen restlichen Welt, also auch in Deutschland. Es gibt zwar noch etwa 6000 Sprachen auf der Welt, aber bei einer Weltbevölkerung von vier Milliarden Menschen, haben etwa ein bis zwei Milliarden eine mindestens rudimentäre Verstehens- und immer etwas weniger aktive Kenntnis des Englischen. Eine solche sprachenökologische Situation dürfte es in der Geschichte der Menschheit noch nicht gegeben haben. Englisch ist faktisch die lingua franca auf dem Gebiet der Luftfahrt, der Wirtschaft, der Diplomatie, des tertiären Bildungssektors, der Mathematik und Naturwissenschaften, der Technologie, und insbesondere des Computers und des Internets.

Es ist offensichtlich, dass eine solche Situation zu einer Wertberichtigung im Hinblick auf das Verhältnis des Deutschen (und anderer Sprachen mit einer großen Vergangenheit in großen Nationen) zum Englischen führen muss, zu einer realistischen und rationalen Basis, damit man sich nicht in der Situation des Don Quichote im Kampf gegen Windmühlenflügel befindet. Eine der Maßnahmen ist, dass man SEHR GUT Englisch lernen muss, und nicht weniger, und schon gar nicht nur „ein bisschen“. Darüber später.

Ausgehend von dieser Struktur und ihren quantitativen Relationen hat es nun in jüngster Zeit – man sagt um das Jahr 2000 – einen weiteren qualitativen und quantitativen Sprung gegeben: man hat jetzt mehr Sprecher des Englischen als Fremd- und Zweitsprache als Muttersprachler. Man muss sich vor Augen halten: Englisch ist nicht mehr im Besitz der Muttersprachler. Latein geriet in eine durchaus vergleichbare Situation. Englisch ist mittlerweile primär das Englisch nicht der Muttersprachler, sondern das Englisch der Zweitsprachler, und dabei vor allem der Fremdsprachler. Doch nicht nur das: beim Vergleich der Fremdsprachler und der Muttersprachler verschiebt sich das Gewicht immer mehr zugunsten einer Zweitsprachsituation, und dies vor allem in Europa. In einigen Ländern ist das schon weiter fortgeschritten, wie in Holland, Skandinavien und Polen, als in Deutschland, und, wenn ich recht sehe, der Romania. Die Schweiz hat mit der systematischen Einführung des Englischen in der dritten Volksschulklasse einen Schritt in genau die Richtung einer Diglossie getan.

Für Europa heißt dies, dass Dominanz sich äußert in einer Situation beginnender Diglossie in den erwähnten Bereichen, die weite Teile der Wissenschaften einschließen. Es sieht so aus, trotz aller Brüsseler Bemühungen um unterschiedliche Amtssprachen, dass das Europa der Zukunft, und das dürfte ein wesentlicher Teil seiner Identität werden, ob man will oder nicht, eine sprachliche Zukunft dergestalt hat, dass auch in Europa in einer Diglossiesituation Englisch eine Art interne lingua franca sein wird (Modiano 2000). Es wird nicht mehr die Frage sein, ob Katalanisch oder Kastilisch, sondern beide werden eher gleichberechtigt in einer funktionalen Differenzierung dem Englischen gegenüberstehen. Es ist nicht mehr die Frage, ob Schweizer Französisch, Schweizer Deutsch oder Tessiner Italienisch, oder Rätoromanisch, sondern die vier werden im eigenen Land dem Englischen mehr oder weniger gleichberechtigt gegenüberstehen. Der neue gemeinsame Feind ist das Englische, nicht mehr die andere nationale Sprache.

Ich haben nun die Folgen der Ausbreitung des Englischen auf der Ebene des Verhältnisses des Englischen zu anderen Sprachen diskutiert, also auf der Ebene der Ökologie der Sprachen. Gravierender noch sind die Folgen für das, was die sprachliche Form des Englischen anbetrifft sowie Begriffe von „gutem Englisch“ und von „korrekt“. Die wichtigste Folge ist zunächst die Ausbildung neuer Standardvarietäten. Darunter verstehen wir Lokalausprägungen mit nationaler Geltung, also nicht Dialekte, die nur regionale Geltung haben. Technisch gesprochen sind nur diejenigen Formen „korrekt“, die Bestandteile solcher Standardausprägungen des Englischen sind, und die nicht dialektal sind. Formen des Cockney sind z.B. im technischen Sinn zwar eindeutig Englisch, aber nicht „korrekt“. Sie sind allerdings, wiederum technisch gesprochen, „grammatisch“, also Bestandteil des Englischen. Eine lautliche oder syntaktische Form, die „korrekt“ ist, ist ipso facto immer grammatisch, aber nicht umgekehrt. Das rheinische „ich bin einen Vortrag am Halten“ ist z.B. grammatisch, da eindeutig Teil des Sprachsystems des Deutschen, aber nicht korrekt, da dialektal und nicht dem Bereich des Standardenglisch zugehörig.

Genauso nun wie amerikanisches Englisch, kanadisches, irisches oder schottisches Englisch und natürlich auch englisches Englisch solche regional differenzierten nationalen Standards des Englischen sind, bilden sich auch solche nationalen Standards des Englischen im Kontakt mit, sagen wir, Sprachen in Indien oder Afrika aus. Es gibt keinen Zweifel, dass es sich dabei um Englisch handelt: der gemeinsame Kern lässt daran keinen Zweifel zu. Sie haben charakteristische Merkmale, die sie von anderen Standardausprägungen des Englischen unterscheiden vor allem in der Phonologie, im Wortschatz, aber auch – in geringerem Maße – in der Morphologie und der Syntax. Aber nicht nur das: auch in der sogenannten Soziopragmatik ergeben sich deutliche Unterschiede, z.B. in der sprachlichen Signalisierung von Höflichkeit, von Distanz und von Nähe, im Diskursverhalten selbst, also nicht nur WIE etwas gesagt wird, sondern auch WAS WANN unter welchen Umständen und mit welcher Zielsetzung gesagt wird, ob man gleich zur Sache kommt, oder wie viel rhetorischen Vorlauf man konventionell braucht, worüber im Vorlauf geredet wird, was wo ein legitimer und erwarteter Gegenstand von „small talk“ ist und was nicht. Die Unterschiede in der Soziopragmatik sind allein schon zwischen USA und England und zwischen diesen beiden Ländern und Deutschland so groß, dass man ohne große Mühe viel Glas zerschlagen kann. Ich erinnere nur an die Frage nach dem persönlichen Verdienst („how much are you making?“).

Die im Kontakt mit anderen, indigenen Kulturen sich herausbildenden „Englishes“ (der Plural ist im Englischen üblich, im Deutschen signifikanterweise (noch) nicht) betreffen also nicht nur die rein sprachlichen Formen, sondern auch die an ihnen hängenden und durch sie symbolisierten Sozialsymbole. Das gilt für englisches und amerikanisches Englisch in der gleichen Weise wie für indisches und nigerianisches Englisch, für Hong Kong English, für Japanisches und Philippinisches Englisch.

Diese Diversifizierung des Englischen, die Entstehung von neuen Identitäten von sprachlichen und sozialen Formen im Bereich der „New Englishes“, verschiebt nun die Gravitationsverhältnisse für das Englische. Wir sprechen zunehmend von einer „plurizentrischen“ Sprache. Die Plurizentrität des Englischen war ohnehin immer schon DAS formale und normative Kennzeichen des Englischen: und sie wird es jetzt immer mehr. Mehr als bei jeder anderen Sprache.

Im Vergleich mit dem Französischen mit seiner auch legislativ bewehrten, nicht mehr zeitgemäßen einheitlichen Korrektheitstyranei muss das Englische geradezu libertär

erscheinen. Genau das dürfte aber ein Faktor bei der größeren internationalen Akzeptanz des Englischen international und in der Schule sowie für die Probleme des Französischen sein.

Eine Anekdote kann den Unterschied zwischen Englisch und Französisch vielleicht gut erhellen. Ich erinnere mich an den Gastvortrag eines französischen Schriftstellers an der Universität Düsseldorf. In der Diskussion meldete sich schließlich auch eine Studentin zu Wort. Darum ist man immer besonders dankbar. Das erste, was der Franzose sagte, war, dass er die Grammatik der Studentin vor versammelter Mannschaft korrigierte – ich glaube, es ging um ein falsches Genus. Es war die letzte Frage, die diese Studentin stellte – kein Wunder, wenn man gleich das grammatische Fell über die Ohren gezogen bekommt. Ich bin mir sicher, kein englischer Poet, gleich woher, würde das heute machen. Zu den Hochzeiten der „received pronunciation“ wäre das eher noch eine Möglichkeit. Ein strafender Blick war da schon mal drin. Es ist vielleicht auch kein Zufall, dass die Dekonstruktion des Zusammenhangs zwischen Macht und Standardsprache, bzw. ihrer ausufernden Ideologie, in und am Französischen stattfand.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch noch auf den versprochenen kleinen strukturellen Vorteil des Englischen zu sprechen kommen. Das Englische ist eine Kontaktsprache par excellence: es hat eine lange Geschichte des Kontaktes – mit keltischen Sprachen, mit Latein, mit Französisch, und jetzt mit den Sprachen vor Ort in den unterschiedlichen Kontinenten. Es ist wohl nicht so etwas wie eine schwer zu substantzierende generelle Gastfreundschaft und Kontaktfreudigkeit des Englischen, das einen Evolutionsvorteil darstellt, sondern die Tendenz zum invarianten Wort, also die relative Flexionslosigkeit des Englischen, die eine Rolle spielen mag. In jeder Kontaktsituation neigen sämtliche Sprachen dazu, die Flexion zu reduzieren, gleichgültig ob die beteiligten Sprachen Flexion haben oder nicht. Hier hat das Englische durch seine Flexionslosigkeit einen strukturellen Vorteil beim Sich-Einlassen auf andere Sprachen, bei der Entstehung von neueren Kontaktausprägungen des Englischen, der New Englishes.

Tendenziell entwickelt sich das Englische in die gleiche Richtung, in die sich Latein und seine Nachfolger entwickelten: nämlich eine räumliche Ausdifferenzierung in Abhängigkeit vom Kontakt mit den so genannten Vernakularsprachen vor Ort. Wie gesagt, die Richtung ist die gleiche, die zurückgelegte Wegstrecke allerdings erst sehr klein, da eben der Charakter der Standardsprache und die dadurch gegebene Festzurrung durch Normendruck sowie die internationalen Medien (z.B. BBC, CNN, das Internet) – was es im Mittelalter bekanntlich nicht gab – als konvergierende Gegentendenz zu der beschriebenen Divergenztendenz wirken. Insofern hat das Englische wesentlich bessere Chancen als „Englisch“ erhalten zu werden als Latein im Mittelalter.

Die europäischen Nationalstaaten haben als Teil ihrer Identität, ihrer nationalen Egos, überregionale Standardsprachen hypostasiert. Für das Englische war es für lange Zeit etwas, was das europäische Sprachenlern-Business unter „Oxford English“, gar „Queen’s English“ nach wie vor mit Erfolg vermarktet, also eine bestimmte Form von „received pronunciation“. Das ist nicht an sich besser als andere Aussprachen, aber es war aus einem historischen Zufall heraus der Träger, das Symbol für überregionale nationale Identität, für Andersheit und für „Gutheit“, auch „Besserheit“ – intern relativ zu anderen sozialen Klassen, extern zu anderen Nationen. Entscheidend ist, und darin gründet die Evaluation als „gut“, ist, dass man mit dieser Standardausprägung symbolisches Sozialkapital erwerben kann, und mit den Dialekten nicht (historisch: nicht MEHR). Man muss dazu sagen, dass es „Oxford English“ im strengen Sinne gar nicht gibt: es gibt keine dialektale Ausprägung des Englischen, die typisch für die

Stadt Oxford wäre, wie es dies etwa für London (Cockney) oder, sagen wir Yorkshire oder Newcastle oder die Appalachians gibt.

Die Dominanz dieses, bleiben wir ruhig bei dieser Legende, „Oxford English“ ist nun durch die Ausbreitung des Englischen faktisch schon lange aufgebrochen, lebt allerdings mancherorts fort und richtet Unheil an, zumal die „Teaching English“-Industrie hierzulande doch noch weitgehend beherrscht wird von der Nähe Englands und von einer völlig unrealistischen Vorstellung einer Homogenität des Englischen. Damit wird gut und viel Geld verdient. Wenn man mit einer antiquierten Aussprachevariante als Engländer sozialen und beruflichen Erfolg hat, dann natürlich sowieso auch als fremdsprachenlernender Ausländer. Sowas lässt sich gut verkaufen. Diese Vorstellungen prägen immer noch sehr tief die populären Vorstellungen von Englisch, besonders in Deutschland.

Es ist eine ebenso liebgewonnene, fast schon romantische, wie den Tatsachen grob widersprechende Folklore-Vorstellung, dass das Englische homogen sei, und das es noch so etwas wie das „beste“ Englisch gäbe. In wohl keiner anderen Wissenschaft – ausgenommen vielleicht der Bereich der Psychologie und Psychiatrie – gibt es einen solch krassen Widerspruch zwischen der wissenschaftlichen Kenntnis des Gegenstandes und sprachideologischen und folkloremäßigen Vorstellungen wie bei der (englischen) Sprache.

Es wurde bereits eine der diversifizierenden Tendenz gegenläufige Entwicklungstendenz, vor allem durch die Globalisierung und die Medien transportierte, konvergierende Tendenz des Englischen angesprochen, nämlich in Richtung eines „international English“. Dieses „international English“ definiert eine größere Bandbreite dessen, was als auf der internationalen Ebene, sei es nun in Wissenschaft oder im „business“ sozial akzeptabel gilt, insbesondere, was als „korrekt“ und „gut“ gilt, also womit Sozialkapital erworben wird.

Was die interne Struktur des Englischen selbst angeht, ist die wichtigste Wertberichtigung, deren sich eine Exportnation auch bewusst sein sollte, darin zu sehen, dass man mit der Lehre und der Ideologie eines einzigen, traditionellen Standards, also mit „Oxford English“, keinerlei symbolisches Sozialkapital mehr zu gewinnen ist, wie es notwendig ist, um psychologischen Kredit bei den Kunden in der Welt herzustellen. Die englischsprachige Welt und die Beherrschung und die Lehre des Englischen ist ein schwieriger Job geworden: auf der einen Seite definiert „international English“ eine größere Bandbreite des Englischen, auf der anderen Seite müssen gerade im internationalen Verkehr die regionalen Eigenheiten der New Englishes beachtet werden – wenn man dort landen will, im metaphorischen Sinn.

Es ist nun an dieser Stelle nicht NICHT möglich, nichts zum Effekt des Internets zu sagen, also der nächsten Kulturrevolution – nach Gutenberg und dem Computer. Zunächst ist pauschal klar, dass die Ausbreitung des Englischen durch das Internet befördert wird, nicht nur aufgrund des erwähnten Gründer-Prinzips – die ganze Technologie und Sprache der Technologie ist englisch-basiert, selbst die Namen für die kommunikativen Praktiken sind Englisch. Denken Sie an „spam“, „flame“, „chat“ und MUD und MOO, „download“, „software“ und natürlich „Web“. In einem zweiten Schritt muss man folgende differenzierende Entwicklungen kurz ansprechen. Man hat nie genaue Zahlen über Internetbenutzung, man weiß auch nicht so genau, was das heißt. Nur eine Website? Auch Email? Wieviel: eine Mail alle Schaltjahre oder 100 am Tag?

Es hat den Anschein, dass das Englische seine quantitative Stellung bei den Websites verliert. 2000 waren 13% der Websites NICHT auf Englisch, 2006 sollen es dann 60 % sein. Es gibt Voraussagen, dass 2007 Chinesisch die häufigste Sprache des Web sein wird. Es ist klar, dass – aus sprachökologischer Sicht – das Internet die Erhaltung von Sprachen befördert. Auf der

anderen Seite muss man sehen, dass viele Nicht-Muttersprachler des Englischen zusätzlich englischsprachige Websites haben. Auch befördert das Internet selbst das Prestige des Englischen als Vehikel der globalen Kommunikation. Es sieht so aus, dass das Englische in seiner Funktion als lingua franca durch das Internet befördert wird, und zwar in Richtung einer globalen Diglossie, dass aber zu gleicher Zeit auch andere Sprachen durch das Internet gestärkt werden, und mit Sicherheit der so genannte Sprachtod, also dass Sprachen nicht mehr gebraucht werden, verlangsamt wird. Was die interne Struktur des Englischen angeht, so ist klar, dass das Internet die Richtung auf ein breiteres „international English“ befördert, also eine klare Tendenz zur Konvergenz.

4. Zur Dominanz des Englischen

Die Ausbreitung des Englischen ist nun nicht logisch gleichbedeutend mit einer Dominanz des Englischen, teils perzipiert, größeren Teils real. Wie äußert sich diese Dominanz des Englischen?

Natürlich in Form der Entlehnungen aus dem Englischen, vor allem in bestimmten Bereichen, wie Wirtschaft und Medien, die teilweise Eintagsfliegen bleiben, teils aber auch in „die Sprache“ als Fremdwörter integriert werden. Dies führt zu Recht zu Diskussionen, warum das so ist, warum das so sein muss, und wo es nicht sein muss und nicht zu sein braucht. Natürlich ist auch das Internet ein wichtiges globales Einfallstor für Anglizismen.

Ganz offensichtlich gibt es eine weit verbreitete und wohl auch berechtigte Perzeption, dass, wer wirtschaftlich erfolgreich sein will, das vor allem durch den Gebrauch von Englisch mit Erfolg befördert. Ich gebe einen Teil der Einstiegs-Website der Commerzbank wieder:

Mezzanine-Finanzierung

Realtimemarkte und Charts

Online-Kredit

Dies nur zur Illustration, und nicht als Kommentar. Man sieht aber auch, wie vertraut das Englische im Deutschen wird: die beiden Sprachen werden ohne Umschweife in Zusammensetzungen miteinander verheiratet. Wie auch in „out-gesourct“, wir auch beim Genitiv – s („Gäste des Cafe’s“) etc.

Englisch ist eben die Sprache der Erfolgreichen, es ist sexy und cool: wer will schon einen „Alleinstehenden“, und nicht einen „single“, werden bei einem „sale“ wirklich die gleichen Sachen in der gleichen „location“ zum gleichen Preis an die gleichen Leute verkauft wie bei einem Schlussverkauf oder Sonderverkauf? Damit ist schon angedeutet, dass sich das Thema Anglizismen nicht nur auf der Ebene der bösen englischen Wörter abhandeln lässt, sondern bei der Gesamtbilanz sind auch die erheblichen expressiven Mehrwerte des Kontrastes zwischen der Bedeutung eines entsprechenden deutschen Wortes (so es das gibt) und des englischen Wortes zu sehen.

Dies ist ein eigenes und sehr weites Thema. Nur eins will ich sagen, dass „Das Deutsche“ natürlich nicht bedroht ist von den 2500 englischen Wörtern, die da rumgeistern. Bedenken

Sie, dass das Englische selbst die größte Mischsprache aller Zeiten ist. Nur 10 Prozent der Wörter des Englischen sind, bei benevolenter Zählung, effektiv angelsächsisch. Und, wie dargestellt, das Englische hat wohl doch ganz ordentlich Erfolg gehabt. Reinheitsideologien haben nicht nur in der Sprache viel angerichtet.

Eine echte, vielleicht ernstere Dominanz gibt es aber in einer ganz anderen und tatsächlich gefährlicheren Ecke. Es handelt sich tatsächlich um Dominanz im Sinne einer illegitimen Herrschaft. Dies ist der Bereich des wissenschaftlichen Publizierens, und damit zusammenhängend nicht nur die Stellung des Deutschen als Wissenschaftssprache, sondern Deutschlands als Wissenschaftsstandort.

Man schätzt, dass etwa 85% allen wissenschaftlichen Publizierens auf Englisch ist. Wenn man anknüpft an das, was ich über die frühe Entwicklung des englischen wissenschaftlichen rhetorischen Stils durch die Royal Society gesagt habe, so dann kann man das für den heutigen Zustand dahin generalisieren, dass man so etwas wie ein Kartell Englisch-basierter Wissenssoziologie hat. Dies betrifft vor allem die Notwendigkeit, in Englisch zu publizieren, um wahrgenommen zu werden. Das führt natürlich zu einem Konflikt zwischen dem legitimen Wunsch, z.B. Deutsch als Sprache des wissenschaftlichen Diskurses beizubehalten, und dem ebenso legitimen, wenn nicht gar für internationale Reputation unabdingbaren Erfordernis, auf Englisch zu publizieren. Man muss vielleicht sogar so weit gehen und sagen, dass Exzellenz etwas ist, was nur als Ergebnis externer und internationaler Validierung etabliert werden kann. Exzellenz existiert nicht an sich, sondern ist immer relativ zu Forschungsinteressen, Paradigmen und daraus sich ergebenden Wertungen. Dieser sehr relative Charakter von Exzellenz wird in der gegenwärtigen Diskussion gerne übersehen. Exzellenz wird gemacht, wird konstruiert, und ist nicht absolut gegeben. Eine der Schlüsselmechanismen des Zusprechens, der Attribution, von Exzellenz ist die internationale Kenntnisaufnahme, und die findet eben in vielen Disziplinen auf Englisch statt. Hier gibt es zweifellos einen Zusammenhang zwischen Exzellenzstatus und dem Willen und Können, auf Englisch zu publizieren.

Von einem, der kaum noch eine Zeile auf Deutsch zu Papier bringt, soll kurz ein konkreter Fall sozusagen aus der täglichen Praxis des wissenschaftlichen Fußvolks kurz geschildert werden.

Ich bekam vor einiger Zeit ein Buch zum Rezensieren für eine englischsprachige Fachzeitschrift („Linguistics“). Kein schlechtes Buch, aber: es war keine einzige deutsche Arbeit, kein einziges deutsches Forschungsergebnis erfasst worden, es gibt auch keinen einzigen deutschen Titel in der Bibliographie. Man muss dazu sagen, dass der deutsche Beitrag zur Erforschung der Internetsprache wesentlich größer ist als der englische oder amerikanische, von anderen Sprachen ganz abgesehen. Es gibt in Deutschland dazu mittlerweile eine umfangreiche, gut etablierte Forschungstradition, getragen vor allem von germanistischen Linguisten. Man stelle sich also vor, welcher Eindruck von einem Forschungszustand in einem Fach erweckt wird, wenn das besagte Buch international als eine Zusammenfassung eines internationalen Forschungsstandes gilt.

Wissenschaftssoziologische Studien haben diesen Befund immer wieder bestätigt: der deutsche Forscher befindet sich zwischen der Szylla des Englisch-Publizierens-Müssens und der Charybdis des Deutschen Publizierens, oder Publizieren-Wollens, aber des nicht Wahrgenommen-Werdens, eventuell des Exzellenzverzichtes. Man kann sagen, dass es die Folge der Dominanz des Englischen in den meisten Wissenschaften ist, dass zumindest in einigen Wissenschaften zumindest der noch nicht etablierte Wissenschaftler gar keine andere Wahl hat, als auf Englisch zu publizieren und nicht auf Deutsch.

Qualifikationsarbeiten auf der Universität, wie Promotionen und Habilitationen sind aus meiner Sicht schon gar nicht der geeignete Ort zum Austragen von Sprachenpolitik auf dem Rücken der Reputation von jüngeren Wissenschaftlern.

Angesprochen auf das Fehlen jeglichen Hinweises auf nicht-englischsprachige Literatur sagte mir der Autor, dass er angesichts des in der Rezension Gesagten die Situation nun auch so sehe, das Problem sei nur, die deutschen und deutschsprachigen Arbeiten seien ihm „not accessible“ gewesen. Auf Deutsch: er kann nicht soviel Deutsch. Aber der Schaden ist nun angerichtet. Und das ist ein sehr generalisierbarer Befund. Man kann, wenn man will, sich über ein solches imperiales Sprachgebaren beschweren – nur was nutzt das dem einzelnen Wissenschaftler, der seine Arbeiten an den internationalen Markt bringen muss? Was nutzt umgekehrt der Hinweis darauf, dass nur relativ wenige englische Muttersprachler und nur ganz wenige Englisch-Zweitsprachige Deutsch können? Das wäre der Kampf mit den Windmühlen. Man kann sich auch über den Regen beschweren.

Ein noch viel wichtigerer Aspekt der Dominanz des Englischen betrifft den Effekt des so genannten „gatekeeping“, also einen Filter durch die Herausgeber, die auf Hausstile sowie rhetorische wissenschaftliche Stile insistieren und grammatische und rhetorische Variation nicht zulassen. Es ist bekannt, dass z.B. mediterrane Diskurstraditionen sehr viel weit ausholender, viel diskursiver sind als die nackten Sachstile des angelsächsischen Wissenschaftsstils. Wer öfters mal mit Italienern publiziert oder Abschlussarbeiten von ihnen betreut, wird wissen, was ich meine. Hier ist eine Schranke aufgebaut, die schwer zu durchbrechen ist. Wissenschaftlich schreiben bedeutet immer auch die Dominanz eines bestimmten Wissenschaftsschreibstils, der sehr schwer umzubauen ist. Das gleiche gilt nun für ein grammatisch nicht immer ganz einwandfreies oder nicht ganz normgerechtes Englisch, und in Bezug auf eine bestimmte regionale Standardnorm, wie es oft auch von relativ guten deutschen Sprechern des Englischen an den Tag gelegt wird, und wie es insbesondere für das Englisch des weitaus größten Teils der Englischsprecher auf der Welt gilt, die nicht Muttersprachler sind. Hier ist aus gutem Grund argumentiert worden, dass die mangelnde Toleranz der Herausgeber – eher unbewusst – den zusätzlichen Effekt hat, bestimmte Wissensorientierungen, wie sie national oft spezialisiert gegeben sind, aus sprachlichen Gründen auszuschließen. Es ist von deutschen Germanisten, insbesondere dem Duisburger Germanisten Ammon, der Anspruch erhoben worden, der größeren Variationsbreite des Englischen auch dadurch Rechnung zu tragen, dass man die editorisch-sprachlichen Anforderungen liberalisiert, und damit einen schlimmen Effekt der Dominanz des Englischen, eben das „gatekeeping“ abmildert. „Gatekeeping“ meint die unrealistische Insistenz auf einem homogenen Englisch. Die Wirkung ist der Ausschluss von Forschung und Forschern. Die Frage ist hier, wie weit die Grenzen für „international English“ gesteckt werden sollen – aber auch und vor allem, wer bereit ist, sie so liberal zu definieren, wie dies von Ammon gefordert wird.

Die Variationsbreite des Englischen hat, und das macht die Lage sehr viel schwieriger als etwa für das Französische, für unterschiedliche Zwecke unterschiedliche Konsequenzen. Für die englischsprachige Kommunikation in der Wirtschaft liegt eine völlig andere Problemstellung vor. Allem voran steht die Notwendigkeit der Aufgabe der Fiktion eines homogenen Englisch, insbesondere der auf gutem Marketing beruhenden Vorstellung, „Oxford English“ sei „gutes“, wenn nicht sogar das „beste“ Englisch, also die genannten Wertberichtigungen hinsichtlich der internen Struktur des Englischen.

Im Hinblick auf das zu sprechende Englisch im wirtschaftlichen Verkehr, und hier spreche ich das Publikum des Industrieklubs besonders an: Unter der Annahme, dass wir ein exportorientiertes Land sind: mit welcher Varietät spreche ich in welcher Situation in welchem Land meine Kunden an? Und vor allem auch, mit welcher NICHT? Gerade wenn ich an Märkte außerhalb Europas, gar in Asien denke, aber auch in den USA. Wenn Sie das in so genanntem Oxford English tun, das ihnen vielleicht ein so genannter und meist selbsternannter Sprachtrainer verpasst hat, oder sich nicht bewusst sind, dass im sprachlichen und sprachsoziologischen Bereich große regionale Differenzierungen innerhalb des Akzeptablen bestehen, haben Sie vielleicht verspielt, bevor Sie angefangen haben. Ich will hier kein didaktisches Kolleg halten, aber ich glaube schon, dass in der Wirtschaft als wichtiges Element der Ausbildung ein viel differenzierteres und breiteres Bild von Englisch Platz greifen sollte, als enge und simplistische Vorstellungen von dem, was angeblich gutes Englisch ist, und wie es englische Lektoren und „native speakers“ gerne in Deutschland immer noch verkaufen – sehr zu unserem Nachteil. Hier muss nun auch eine Anglistische Sprachwissenschaft, wenn schon neue Studiengänge angeboten werden, der Wirtschaft ein an der Sprachrealität des Englischen in der Wirtschaft orientiertes Angebot machen, das ein realistisches sprachliches Marschgepäck beinhaltet. Und eine Anglistik, die diese Entwicklung nicht mit einer eigenen Professur vertritt, gehört zugemacht.

Es gilt, ein sehr labiles und flexibles Gleichgewicht zu halten zwischen der Bewusstheit der Sprachbreite, dass man sie einbezieht in ein Kalkül, wie man zu wem bei welcher Zielsetzung spricht, einerseits, und, andererseits, einem „Nicht-zu-Weit gehen“, selbst wenn man genau weiß, wie eine lokale Variante ausfällt.

Lassen Sie mich an Beispielen die Breite des Standard-Englischen geben, d.h. dessen, was regional differenziert als Standard oder „normal“ oder „gut“ gilt.

Selbst wenn man genau weiß, wie indisches Englisch aussieht, und wenn man sich sicher ist, dass man die sehr spezielle Phonologie des indischen Englisch wirklich beherrscht, darf man sie nie und nimmer in einer normalen geschäftlichen Interaktion selbst benutzen. Das wird keinesfalls als ein wohl gemeinter Ausweis von eigener Sprachkompetenz verstanden, sondern als eine unhöfliche Anbiederung, als ein Übergriff auf ein Symbolterritorium, das nur den Eingeborenen und der Symbolisierung ihrer Identität zusteht

-
- Nuclear energy. (Geoffrey Nunberg: Going Nuclear)
 - I was like giving this paper.

 - Nice day, innit.
 - She sang real nice.
 - He won ugly.
 - basically / busy / mate / sure

 - I am understanding it.
 - She is knowing the answer.
 - pay attention on
 - discuss about
 - convey him my greetings
 - You're going, isn't it?
 - He's here, no?
 - Who you have come for?

- They're late always.
- My all friends are waiting.
- You didn't come on the bus? – Yes, I didn't.

Kurz zur Erklärung der Beispiele (die letzte Gruppe entstammt der Cambridge Encyclopedia of English). Die Aussprache „nucular“ für „nuclear“, wie sie in einem Buch meines Stanforder Kollegen Geoffrey Nunberg eher persiflierend erscheint, und wie sie als typisch für Präsident Bush bezeichnet wird, ist sehr verbreitet in den Südstaaten der USA, nicht nur bei Bush. Das gleiche gilt für den Gebrauch von „like“. Von Jugendlichen insbesondere in den USA kann er schon als aufdringlich empfunden werden. Allerdings ist dieser Gebrauch mittlerweile schon in die Erwachsenensprache, und nicht nur in den USA, eingedrungen.

Die zweite Beispielgruppe entstammt einer Ausprägung des Englischen, die für den Südosten Englands typisch ist, und Merkmale lokaler Dialekte wie auch von Amerikanismen enthält, so genanntes „Estuary English“. Bedeutsam ist die Tatsache, dass auch sehr hoch gestellte Persönlichkeiten diese Ausprägungen in unterschiedlichem Maße benutzen, von Nigel Kennedy bis Premier Blair, und sie auch strategisch einsetzen. Es handelt sich also um Formen des Standardbereiches des Englischen, von denen Sie in der Regel immer noch nichts hören, wenn Sie die üblichen Wege der sprachlichen Weiter- und Ausbildung hierzulande gehen.

Die dritte Beispielgruppe entstammt dem Südostasiatischen Englisch und enthält Formen, die dort standardmäßig völlig üblich sind und durchaus nicht dialektal (im pejorativen Sinne) sind.

Gemeinsam ist diesen Formen nun, dass sie regionale Standards sind, und dass sie Träger von Sozialkapital sind, in der gleichen Weise, wie dies früher für „Oxford“ Englisch (was immer darunter zu verstehen ist oder war) war, und hierzulande ausschließlich war.

Im gegenwärtigen Zusammenhang sind nun zwei weitere Aspekte besonders wichtig. In der Kommunikation mit Englischsprechenden aus dieser Region – sagen wir im wirtschaftlichen Verkehr – müssen diese Formen in ihrem Status richtig bewertet werden können: weder als schlecht oder nicht-Standard, noch als „Näheangebote“, vergleichbar etwa einem Angebot zum Duzen. Hier können große Fehler gemacht werden, die die persönliche und geschäftliche Beziehung von vorneherein ruinieren. Zum anderen wäre es gefährlich, sämtliche dieser Formen selbst zu gebrauchen: eine solche, sogar wohl gemeinte Vorgehensweise würde als illegitimer Übergriff auf das Ego-Territorium und seine Symbole verstanden: sie stehen in der Regel nur dem Einheimischen zu. Es besteht gerade bei dem regionalen Aspekt der Standards eine Asymmetrie von Verstehen, Einschätzen und eigenem Gebrauch, der dann ebenfalls beziehungsmaßiger Flurschaden anrichten kann. So dürften Sie zu Präsident Bush sicher im Gespräch nicht seine eigene Aussprache gebrauchen, sondern nur die konservativere zweisilbige Aussprache. Das gleiche gilt für den Gebrauch von „like“.

Es ist also nicht leichter, sondern schwerer geworden, „richtiges“ oder „gutes“ Englisch zu sprechen: sie müssen immer eine ad hoc Entscheidung treffen. Dazu müssen Sie aber vor allem ein Kenntnis des Repertoires an Wahlmöglichkeiten haben, damit Sie eine reflektierte Entscheidung im Hinblick auf eine Zielsetzung treffen können.

Diese notwendige Erweiterung des Repertoires an kommunikativen Wahlmöglichkeiten wird noch verschärft, wenn es an die Kommunikationsmöglichkeiten im Internet geht, die eben vor

allem auf Englisch stattfinden. Offensichtlich ist noch wenig bekannt, dass das Medium zu neuen Ausprägungen des Englischen führt, die in ihren spezifischen Wirkungen und Effekten beherrscht werden müssen. Man kann nun das Internet schlicht *nicht* benutzen. Im Vergleich z.B. mit den skandinavischen Ländern liegen wir auch weit zurück. Hier herrscht nach wie vor eine große Unsicherheit, welche Normen gelten sollen, zunächst welche Wahlmöglichkeiten in der Grammatik gelten; so habe ich durchaus noch das eigentlich klinisch tote „shall“ von Deutschen in Intranetkorrespondenz gesehen. Man kann sich vorstellen, welches Bild von sich selbst man dadurch projiziert. Das gilt vor allem auch für das Beziehungsmanagement durch die an englischem Sprachgebrauch orientierte Anrede, auch den Mail-Schluss.

Man hat nun „gutes“ Englisch gelernt, und nun soll das alles nicht mehr gelten. Im Internetgebrauch herrschen andere Spielregeln in vielerlei Hinsicht. Das Problem ist, sie bilden sich gerade aus, und wir wissen noch relativ wenig darüber. Das Problem von sprachlichen Normen im Internet betrifft nicht nur sprachliche Alternativen selbst, sondern auch ganze Textsorten. So ist es ein weit verbreiteter Irrtum zu glauben, eine Mail könne ein Brief sein, ein Chat sei eine Konversation. Z.T. sind diese Kommunikationsformen völlig neu und haben ihre eigenen sozialen und höflichkeitsmäßigen Spielregeln, die mit sprachlichen Normen und Optionen realisiert werden, und die durchaus anders als in gesprochener oder geschriebener Sprache sind.

Mir scheint, dass bei der Akzeptanz und Nutzung der Möglichkeiten des Internets die Normenunsicherheit hinsichtlich – nicht nur der englischen – Sprache und einer Angst vor Hierarchiebedrohungen eine größere Rolle spielt, als gemeinhin angenommen wird.

5. Beherrschung des Englischen

Nun könnte man meinen, und das scheint eine sehr weit verbreitete Meinung zu sein, durch die Allgegenwart des Englischen und die Dominanz des Englischen, um nicht zu sagen dem Gefühl der kulturellen Beherrschung durch das Englische, stelle sich eine gute Beherrschung des Englischen ja quasi schon automatisch ein. Zumal dann, wenn man schon ein bisschen Englisch auf dem Gymnasium gelernt hat. Und die Vorstellung, ein bisschen Englisch können die meisten, ist in der Tat weit verbreitet. Mit Folgen.

Sie ahnen, was jetzt kommt.

Deutsche Bahn

(ICE – Leuchtschriften im Waggon auf Englisch)

Alight to the right in the direction of the train.

Details about .. you will find in the leaflet on your seat.

Information on the timetabel....

Porters will gladly carry your luggage for Euro 2.50.....

You can ride-off immediately [mit dem Leihwagen].

Non-smoking station.

[no smoking station / non smoker station]

Lufthansa

Zeichenerklärung - Decoding

Um unser Angebot optimal der Nachfrage unserer Kunden anzupassen, kann es während der gesamten Flugperiode immer wieder Abweichungen von den gedruckten Daten geben.

To accommodate the needs of our passengers, schedule changes may occur on short notice.

Pünktlich zum neuen Sommerplan hat Lufthansa ihr Angebot nach Asien und in die USA ausgeweitet: Schanghai, Tokio (Narita) und Boston sind ab München neu im Programm.

To coincide with its new summer flight plan, Lufthansa has expanded its offer of flights to Asia and the US to now include flights to Shanghai,.....

[→ just in time for inclusion in the summer schedule, Lufthansa has expanded its service to include...]

For a timetable updates log onto the Lufthansa website.

[...] we recommend our chilled selection.

Did you decide for an entry?

Ohne die Belege im Einzelnen diskutieren zu können, soll nur gesagt werden, dass es sich um eine Sammlung von nicht normgerechtem Englisch handelt, das zwar wohl verstanden wird, aber nicht in dieser Weise formuliert würde, bis hin zu echten Klopsen.

Die Beispiele entstammen dem offiziellen, gelben Flugplan der Lufthansa.

Keine einzige der Bahn-Leuchtschriften ist normgerecht und würde von einem Muttersprachler IN SEINEM MUTTERSPRACHLICHEN Kontext gebraucht.

Es muss auch eines klar sein, gerade im Lichte der Diskussion im vorherigen Abschnitt über die „Breite“ von Standard- Englisch: die Beispiele von schlechtem und nicht akzeptablem Englisch, wie sie hier angeführt sind, sind keine Sache einer akzeptablen, durch den Begriff des „international English“ abgedeckten Variationsbreite des Korrekten, sondern sind entweder nicht akzeptabel oder sind deutsche Syntax in englischem Gewand. In einigen Fällen sind Wörter gebraucht, die man nur durch angestrengtes Nachschlagen in einem feinen Wörterbuch beim Übersetzen findet („emulate“, „alight“, „awai“, – bei letzterem Fall von der Deutschen Bahn kann man nur hoffen, dass die geschätzte Kundschaft im Zug nicht das Falsche tut).

An dieser Stelle müssen die Dimensionen zurechtgerückt werden: die Variationsbreite des Englischen betrifft sehr viel Phonologie, viel Wortschatz, aber sehr wenig Grammatik (= Syntax und Morphologie). Wir sprechen vielleicht von 1 % der Strukturen des Englischen. Der Rest ist invariabel und lässt keinerlei Variation zu. Aber dieser Rest ist der sozial herausstechende und der Symbolträger für Sozialkapital sowie regionale, soziale und politische Identitäten, symbolisiert Gruppenzugehörigkeit und Differenz. Die hier vorgeführten Beispiele für schlechtes Englisch bewegen sich im Bereich des Kategoriealen und sind keine Frage von Variation innerhalb der Bandbreite von „international English“.

[...] to truly comprehend what you have to say [...]

in former times the processing of transactions [...] often took two weeks

the absolute prerequisite to achieve this goal

beside these detailed information

debit and credit advices

Does a “super cycle” await?

[...] exceptional qualities and features which are frequently copied but never truly emulated

[...] we want to secure economic success throughout the best service [...]

Vielleicht zur letzten Gruppe von Beispielen – sie entstammen einer Untersuchung englischsprachiger Websites von deutschsprachigen Kreditinstituten (Stein MS), über die vor ein paar Wochen berichtet wurde. Ich war dabei zuerst gar nicht auf grammatische Probleme aus, sondern auf die Frage einer mediums-adäquaten Rhetorik. Man muss sich vor Augen halten, dass es neben der gesprochenen und der geschriebenen Sprache eine dritte Sprachausprägung gibt, nämlich Sprache im Internet, die zwar zunächst geschrieben aussieht, aber vom Lese- und Verstehensprozess her sehr anders funktioniert. Man hat meistens den Fehler gemacht, einen für das normale Lesen geschriebenen Text einfach zu übersetzen und oft nicht besonders gut, und ihn einfach ins Netz zu hängen.

Ich bin also dabei eher zufällig auf einige interessante Befunde gestoßen.

Die Beispiele von sehr öffentlichem Englisch reichen von Fällen, in denen wohl „verstanden“ wird, was man sagen will, bis zu ungrammatischen Strukturen. Bei den mildereren Fällen ist es so, dass man das im Englischen einfach nicht oder nicht so sagen würde. Man sieht dem Englischen den Status der fremden Sprache an.

Die Website-Beispiele sind deshalb so schwerwiegend, weil man damit die gesamte Welt über sich und seine Kompetenzen informiert. Die paar Menschen, die dem Englisch der Leuchtschriften im ICE zwischen Mannheim und Homburg/Saar ausgesetzt sind, sind dagegen fast schon vernachlässigenswert.

Was daraus hervorgeht, darüber bin ich mir mit meinen Fachkollegen einig: die Durchschnittsqualität des Englischen in Deutschland ist absolut gesehen schlecht, und relativ gesehen, ganz deutlich schlechter als bei unseren unmittelbaren Nachbarn, mit Sicherheit bei den Skandinaviern, den Holländern, und den Polen. Und ich glaube nicht, dass wir im Vergleich mit den anderen Europäern und manchem Beitrittskandidaten zur EU besonders gut abschneiden.

Ein anderer Effekt der Feststellung über mangelnde Sprachbeherrschung des Englischen in Deutschland wurde offensichtlich angesichts der Reaktionen auf die Feststellung, dass nicht wenige der untersuchten Websites grammatisch zweifelhaftes Englisch enthielten: man fühlte sich ganz offensichtlich persönlich angegriffen: wir haben doch Übersetzer und „native speakers“ (s.w.u.).

Mit der Sprache ist es eigenartig: man kann gut über sämtliche epidemiologischen medizinischen Befunde reden, es fühlt sich keiner persönlich auf den Schlips getreten: wenn man sagen würde, dass in Deutschland – was sicher nicht zutrifft – die Hälfte der Leute nur mäßig funktionierende Nieren hätte ohne es zu wissen, würde man das zunächst mal nur einfach interessiert zur Kenntnis nehmen. Eine Feststellung, dass die Durchschnittsqualität des öffentlichen Englisch in Deutschland grottenschlecht ist, fühlen sich die Leute persönlich angegriffen. Sprache und Sprachbeherrschung hat eben immer mit Identitätssymbolen und der Konstruktion des eigenen Egos zu tun. Deshalb geht Sprache an die Nieren, die Nieren selbst eher nicht. Es ist wahrscheinlich leichter, jemandem zu sagen, er sei Alkoholiker, als sein Englisch, oder gar sein Deutsch, sei schlecht, - trotz dem schon topos-haften Konversationsbeginn, dass man eigentlich schon längst für seine „Grammatik“ etwas hätte tun müssen....

Dass der sprach-epidemiologische Befund nun leider zutrifft, und auch ernste Folgen hat, bezeugen auch die unterschiedlichsten Stellungnahmen aus sehr unterschiedlichen Quartieren. Dem Wirtschaftsteil der FAZ entnehme ich, dass japanische Firmen den Raum Düsseldorf in Richtung Holland verlassen, weil dort das Niveau der Beherrschung des Englischen besser ist. Der Chef der Continental AG in Hannover begründet die Verlagerung von Reifenproduktion nach Rumänien wie folgt: „Dort haben wir Abiturienten und Ingenieure, die mindestens zwei Sprachen sprechen.“ Es ist sicher kein Zufall dass z.B. große internationale Firmen ihre Telefenzentralen für die Kundenbetreuung nach Indien verlegen: Dort kann man Englisch, und zwar nicht nur „ein bisschen“.

Man muss sich fragen, inwieweit die viel beklagte Tendenz zum Outsourcen und damit zum Verlust von Arbeitsplätzen auch mit allgemeineren Kompetenzen und dem Ausbildungsstand hierzulande zu tun hat, wozu eine rundum einsetzbare und sichere Beherrschung des Englischen sicherlich ein wichtiges Element ist. Lassen Sie mich zum Abschluss dieser Leporello-Liste noch einen Zeugen zitieren, der linguistischer Neigungen sicher unverdächtig ist, nämlich den Journalisten Johannes Groß von der FAZ, der einmal ebenso kategorisch wie bitter sagte, dass es die größte Selbsttäuschung der deutschen Gebildeten sei, zu glauben, sie könnten Englisch.

Das Problem ist nicht so sehr, dass es systematische Defizite gibt, sondern dass dafür keinerlei Perzeption vorhanden zu sein scheint, - und das ist es, was der Behebung des Defizits im Wege steht. Es ist offensichtlich Teil der Selbstperzeption – und das ist die zweite Legende – dass die durchschnittliche Beherrschung des Englischen in Deutschland ganz ordentlich sei – ein bisschen Englisch kann fast jeder – nur: wieviel ist „ein bisschen“? Ich fürchte, zu wenig für unsere wirtschaftliche Positionierung. Der frappanteste Aspekt an der geschilderten Erfahrung mit größeren Unternehmen ist oft, dass man meint, ein absolut qualitätsgesichertes sprachliches Produkt zu haben, und dass die Leute nur sehr schwer zu einer realistischen Einschätzung zu bringen sind. In der Wirtschaft nennt man das, wenn ich recht informiert bin, „Beratungsresistenz“.

6. Wie kann es zu einer solchen Situation kommen?

Zunächst ist das Englische eine „**gefährliche**“ Sprache: Die Sprachstruktur des Englischen verleitet zu der irrigen Annahme, das Englische sei eine „leichte“ Sprache. Es gibt keine schwierigen Endungssysteme mit grammatischer Funktion. Allerdings werden diese und andere Bedeutungen im Englischen mit ganz anderen Mitteln signalisiert. Zusammen mit den vielen sogenannten „Internationalismen“, also Wörtern, die in den anderen europäischen

Sprachen aus romanischem oder griechischem Ursprung stammen, also „Demokratie“, das in verwandter Form in allen größeren europäischen Sprachen vorhanden ist, erreicht man relativ früh ein Niveau, auf dem man schon einiges versteht. Das Problem ist, dieses Niveau wird allzu oft fossilisiert bewahrt. Ich fürchte, dass der Beginn des Fremdsprachenlernens mit Englisch, und dazu noch der geplante Früherwerb in der Schule dieses Phänomen noch verstärken werden – dass jeder meint, er könne ein bisschen Englisch, aber eben auch nur ein bisschen. Ich nenne das mal die „Bisschen-Mentalität“.

Man meint deshalb, Englisch sei „leicht“. Das kann beim Französischen nicht passieren: es käme keiner auf die Idee, man könne ein bisschen Französisch: die lautliche und grammatische Distanz zum Französischen ist wesentlich größer, es gibt immer eine sehr klare Perzeption davon, was man alles NICHT kann.

Ein anderer Reaktionstyp auf den Hinweis auf sprachliche Defizite: man verweist ungläubig darauf, dass man „doch“ „native speakers“ habe. Das mag ich wohl glauben. Damit ist ein weiteres heikles Problem angesprochen. Lassen Sie mich vorab sagen, dass es ohne „native speakers“ auch weiterhin nicht gehen wird, - zumal in einem Land, in dem es sehr schwer ist, an natürliches gesprochenes Englisch zu kommen, die Sprache also schlicht gesprochen zu hören. Ohne das geht es nicht. Allerdings ist auch eine sehr differenzierte und vor allem kritischere Perspektive vonnöten, um die geht es im Folgenden.

Der Einsatz von „native speakers“ sowohl zum Übersetzen als auch zum Lehren von Sprachen in der Wirtschaft wie neuerdings auch in schulischem Kontext ist ebenso weit verbreitet, wie er problematisch ist. Man hört jede Menge Englisch, im Rap, in der Wirtschaft, bei der Bank, im Zug – man braucht nur noch einen „native speaker“, und schon englisch es. Das Problem ist in der Fachwissenschaft bekannt als der „myth of the native speaker“ (Davies 2003) – also der nunmehr dritten – Legende vom Allheilmittel des „native speakers“.

Der Einsatz von „native speakers“ ist aus mehreren Gründen sehr differenziert zu betrachten. Zum einen handelt es sich für den „native speaker“ um einen völlig anderen Gebrauchskontext als der naive Gebrauch im natürlichen Gebrauchskontext. Sprache ist extrem gebunden an die sozio-kognitive und emotionale Einbettungssituation im originären Sprachkontext. Die Tricks, wie man einen natürlichen Gebrauch simuliert oder substituiert, oder anpasst an die nicht-natürlichen Gegebenheiten, bedürfen einer didaktisch geschulten Kompetenz. Alles andere ist Scharlatanerie. Teil des Gebrauchskontextes für den „native speaker“ im Ausland ist es, dass AUS einer bestimmten Fremdsprache gearbeitet wird, deren wissenschaftliche Kenntnis Teil der Voraussetzung für das Erlernen der Zielsprache ist. Und diese Ausgangsbasis, in unserem Fall Deutsch, ist in jeder Ausgangssprache anders. Beherrschung der Ausgangssprache und ihre Meta-Kenntnis ist eine essenzielle Voraussetzung. Das Haben einer Niere macht einen noch lange nicht zum Nephrologen – und letztere werden gebraucht. Also: „native speaker“-tum allein ist noch keine ausreichende Kompetenz für eine solche Tätigkeit: man muss sowohl die eigene wie auch die andere Sprache kennen und können. Kennen heißt, einem zu Be-Lehrenden mete-klarmachen zu können, wo der Bedeutungsunterschied liegt zwischen „I started to sing“ und „I started singing“. Das landläufig angebotene Kleingeld wie „ist das gleiche“ oder „geht auch“ ist nicht gut genug. Das bewusste und richtig eingesetzte Management der daran hängenden Bedeutungsunterschiede kann einen entscheidenden kommunikatorischen Vorteil ausmachen.

Beides ist nun alles andere als selbstverständlich. Dies gilt insbesondere auch für den Sprachverlust der eigenen Sprache des „native speakers“ im Ausland. Das ist in der Fachwissenschaft ein sehr bekanntes, aber dem öffentlichen Bewusstsein nicht sehr bekanntes

Phänomen. Sprachen- und Fremdsprachenwissen muss permanent er-lebt und permanent erneuert werden. Einige der oben zitierten sprachlichen Fehlleistungen stammen von „native speakers“. Nach einiger Zeit im Ausland sind Muttersprachler den gleichen Interferenzprozessen ausgesetzt wie Deutsche, die Englisch lernen. Sie machen dann vergleichbare Fehler.

Weiter: Es ist ein Axiom in der Sprachwissenschaft, dass „native speakers“ ihre eigene Sprache eben NICHT beurteilen können – ihnen fehlt das grausame Auge von Außen, ihnen fehlt die Subjekt-Objekt Trennung, umso mehr als mit dem Phänomen des Sprachverlustes zu rechnen ist.

Es kommt hinzu, dass viele „native speakers“, vor allem wenn sie sich nicht mehr häufig im Heimatland aufhalten, schlicht die eigene Sprachausprägung, dies gilt vor allem für „native speakers“ des Englischen, als die allein selig Machende verkaufen, und zudem noch oft einen früheren Stand ihrer eigenen Sprachausprägung. Das ist ebenso menschlich verständlich wie irreführend. Und in Deutschland ist dies leider häufig eine abgelegte Version des so genannten Oxford English, das es bekanntlich nicht gibt. Übrigens wird meistens auch „Britisches Englisch“ gesagt, gemeint ist aber englisches Standard-Englisch, und nicht schottisches oder irisches Standard-Englisch. Die hören sich anders an. Sind Sie misstrauisch, und halten Sie auch Ihren Geldbeutel fest, wenn Ihnen einer „Britisches Englisch“ oder Oxford English verkaufen möchte.

Man muss also prinzipiell mehrere Stufen des Sprachverhaltens und des Sprachbewusstseins von „native speakers“ unterscheiden:

-
- Wie redet der Muttersprachler
 - im eigenen Land?
 - wenn er sich nicht beobachtet fühlt?
 - wenn er sich beobachtet fühlt?
 - Was meint und sagt der Muttersprachler, wie er redet?
 - Was sagt der Muttersprachler, dass er meint, was man sagen sollte?
 - Wie redet der Muttersprachler
 - im Ausland?
 - nach einiger Zeit im Ausland?
 - Was meint der Muttersprachler im Ausland, wie man reden sollte, wenn man ihn danach fragt?
 - Was meint der Muttersprachler im Ausland, was „gutes“ Englisch sei?
-

Oft scheint man zu meinen, durch die bloße Nachahmung könne man Englisch lernen, und allein deshalb löse ein „native speaker“ alle Probleme, dem brauche man schließlich nur nachzusprechen. Auch der Erstspracherwerb läuft wesentlich über Induktion von Struktur, und nicht Nachahmung – sonst könnten Kinder und Erwachsene nur produzieren, was sie vorher gehört hätten. Der Nachahmungseffekt hält sich sehr in Grenzen. Man weiß seit einem halben Jahrhundert, spätestens seit der Behaviorismuskritik, dass man durch Nachahmung keine Sprache lernen kann. Ich habe es tatsächlich von einer so genannten Sprachtrainerin bei einer renommierten international bekannten Firma in dieser Gegend erlebt, dass man es einem Wirtschaftsunternehmen als das neueste vom neuen verkaufte, dass man „shadowing“ betrieb, also die Leute Englisch einfach nachsprechen ließ – mit voraussehbarem Erfolg. Die Leute fanden das aber gut, und meinten, sie bekämen „value for money“. Ich weiß nicht, ob es der einzige Erfolgsmaßstab sein kann, wenn sich die so Belehrten nachher gut und toll fühlten, insbesondere, ob das eine gute Investition in die Verbesserung der englischen Sprachfähigkeit war.

Ich will auch gerne laut sagen, dass solche naiven Vorstellungen über das Allheilmittel „native speaker“ in der Universität genauso grassieren wie sonstwo auch. So manches für die Öffentlichkeit bestimmte Englisch in der Universität – übrigens auch auf Websites, die für die Weltöffentlichkeit bestimmt sind – steht auf sehr wackligen Füßen.

7. Was ist zu tun, oder besser: was ist zu besser zu lassen?

Ein „native speaker“ selbst kann nicht die letzte Instanz der Qualitätskontrolle sein, zumindest nicht einer alleine, und sicher nicht einer ohne zusätzliche Ausbildung. Für die Wirtschaft gilt, dass Sprachtrainer ein völlig ungeschützter Bereich sind. Trainer kann sich wirklich jeder nennen, der mal in England Urlaub gemacht hat. Würden Sie jeden Deutschen allein deshalb Deutsch lehren lassen, weil er oder sie deutscher Muttersprachler ist? Ohne jede offizielle Zusatzqualifikation, sagen wir in Deutsch als Fremdsprache.

Man hat sehr oft den Eindruck, dass sprachliches Wissen als eine Art „freeware“ angesehen wird, bei der man sich den billigen Jakob leisten und das Problem einfach mit „native speakers“ abhaken könne. Ich habe mit nicht geringem Schrecken gehört, dass sogar in der Schule im Sekundarbereich dem massiv zutage tretenden Lehrermangel in den Fremdsprachen, vor allem Englisch und Spanisch nicht nur mit weniger Ausbildung abgeholfen werden soll, sondern auch zusehends mit dem Einsatz von „native speakers“, also Leuten ohne fachliche Ausbildung; also sozusagen mit Leuten, die Nieren haben, aber nicht wissen, wie sie funktionieren, und dann auch nicht wissen können, wie man Nieren repariert. Die Verpackung der Lehrerausbildung in BA/MA-Struktur bringt zumindest für Fremdsprachenphilologien unlösbare Probleme: soll noch ein international nicht mehr konkurrenzfähiger Anteil von Fachwissenschaft („Nierenkunde“) und eine gewünschte Erhöhung des Anteils von Didaktik und Praxis Bestandteil des Pakets sein, muss man mit etwa 16 Stunden (insgesamt im BA-Studiengang) zurechtkommen. Wie damit ein befriedigender Ausbildungsstand in der Sprachbeherrschung erreicht werden soll, wird ein ewiges Geheimnis bleiben müssen. Was Sprachen mit einem noch geringeren Ausgangsniveau wie Französisch oder gar Nicht-Schulsprachen wie das sehr nachgefragte Spanisch machen sollen, wird ein Geheimnis im Quadrat bleiben. Angesichts des Gesagten kann man sich leicht vorstellen, dass wir auf diese Art unser Ausbildungsdefizit ohne größere Anstrengung weiter vergrößern werden.

Ich habe vorhin kurz den Zusammenhang zwischen Exzellenz, Englisch und Internationalisierung angesprochen. Ein Mittel, mit dem gerade Universitäten mit substanziellen Geldmitteln zur Internationalisierung bewegt werden sollen, sind so genannte internationale Studiengänge, die von Nicht-Anglisten auf Englisch gelehrt werden sollen. M.E. sind die sprachlichen Voraussetzungen dazu sehr viel weniger häufig gegeben als man das wahrhaben möchte. Ich glaube, dass man sich da große Illusionen macht, die auf der gleichen falschen Selbsteinschätzung der Fremdsprachenkompetenz beruhen wie manche der Befunde, die ich hier angesprochen habe. Ich kann nur dazu raten, VORHER eine unabhängige Qualitätskontrolle zu setzen, damit nicht ein Zustand herbeigeführt wird, der mit „broken English spoken fluently“ bezeichnet worden ist und das Sprachendilemma in Deutschland eher noch weiter verschärfen wird.

Dies gilt vor allem dann, wenn die Fremdsprachenkompetenz des Englisch-Lehrenden, insbesondere auch des Englisch-Lehrers nicht auf dem neuesten Stand ist. Ich habe das Problem für die „native speakers“ und den Sprachverlust angesprochen. Zu Sprachverlust des „native speakers“ ist bei mir gerade die Doktordissertation von Susan Dostert vorgelegt wurde. (Multilingualism, L1 attrition and the concept of „native speaker“, 2009, www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/anglistik3/) Das gleiche gilt nun leider auch oft für die Schule und für manche Lehrer. Das Englische verändert sich aufgrund der geschilderten Sprecherstruktur schneller als jede andere Weltsprache. Der allgegenwärtige Gebrauch des Englischen durch Zweitsprachler verändert die Sprache permanent, und die Medien, eingeschlossen das Internet, transportieren diese Veränderungen sehr viel schneller als früher. Man kann diese Veränderungen nur „mitnehmen“, wenn man sich permanent dem originären Gebrauch des Englischen aussetzt. Das Englische ist nicht ehern festgezurrst oder festzurrtbar in ewig gültigen Normen „guten“ Englisch, wie man es einmal für immer in der Schule gelernt hat, und die dann in Wörterbüchern nachzuschauen wären, die schon veraltet sind, bevor sie auf den Markt kommen. Englisch ist schwerer domestizierbar, es hat ein prekäres und immer sich verschiebendes Gleichgewicht zwischen dem, was als korrekt gilt, was er also korrekt bewerten muss beim Hören und Verstehen, und dem, was der Fremdsprachler selbst strategisch gebrauchen darf in einer Situation als Verkäufer. Es ist deshalb sehr viel einfacher geworden, Fehler zu machen, und schwerer, keine zu machen.

Wir haben wenig realistische Aussichten, unser Ausbildungsdefizit zu beheben, wenn wir nicht eine internationale Firma sind, die ihre Mitarbeiter einfach für ein Jahr ins Ausland schickt. In der Schule hören wir sehr viel von Evaluation und Didaktik, und immer mehr von Verwalterei, immer mehr von Programmen, Arbeitskreisen und Sitzungen. Die Schule nähert sich verdächtig den Verhältnissen auf der Universität, auf der Qualität zugunsten von einem zweifelhaften Begriff von „Exzellenz“, Bürokratie, Verwaltung und Antragstellerei zugemüllt wird. Die Beherrschung der Sache selbst scheint darüber aus dem Blickfeld geraten zu sein. Es kommt immer häufiger vor, dass Schüler neuere Formen des Englischen aus nicht-schulischem Kontext in die Schule bringen, mit denen der Lehrer nicht vertraut ist, die er u.U. deshalb falsch bewertet und so seine fachliche und persönliche Autorität verspielt. Vielleicht war der Schüler ein Jahr in den USA, der Lehrer aber noch nie, eine nicht ungewöhnliche Konstellation. Das Problem ist, dass es keinerlei Weiterbildungsverpflichtung im sachlichen Bereich der Kenntnis des Gegenstandes, der nackten Sprachbeherrschung und des Wissens über die Sprache gibt. So mancher Fremdsprachenlehrer meint noch, sein Universitätsenglisch von vor zwanzig Jahren genüge noch völlig den Ansprüchen des heutigen Englisch, - wo wie das beim Latein eben ist. Einmal für immer gelernt. Im Vergleich mit den genannten europäischen Staaten gibt es hier kaum aufholbare große Defizite.

Die Sprachenfolge selbst kann ein Problem sein. Ich möchte mich nicht drücken und, vielleicht zu Ihrer Überraschung, sagen, dass am besten mit Latein, und zwar mit einem aufgeklärten Lateinunterricht, begonnen wird – ein Lateinunterricht, der den Schülern später den Zusammenhang mit den anderen europäischen Sprachen, Englisch und Französisch, sichtbar machen kann und ihre Erlernung sehr erleichtert, und der vor allem den Blick dafür schafft, dass Grammatik gelernt und beherrscht werden muss. Alle anderen Sprachen lernen sich viel leichter. Nur gibt es Grammatik in den Richtlinien so gut wie nicht mehr, dafür alles andere Kommunikative und Kulturelle. Hier sind die Gewichtungen böse verrutscht. Der Frühbeginn mit Englisch, so lobenswert die Idee an sich ist, hat seine Probleme: er ist vor allem generell sehr schlecht konzeptionell vorbereitet. Er birgt in besonderem Maße die Gefahr, dass Englisch ein Stück Wegs gelernt wird, eben „ein bisschen“, dass man dann aber auf einem fossilisierten Bisschen-Zustand stehen bleibt, und dass dann die anderen europäischen Sprachen, vor allem Französisch und Spanisch, nicht mehr optimal angeschlossen werden können. Das traurige Ergebnis, vor allem für den Französischunterricht, ist bekannt.

Die Probleme setzen sich in die Universitäten hinein fort. Trotz aller Anstrengungen gibt es eher weniger als mehr Studienplätze im englischsprachigen Ausland, und immer weniger Studierende gehen auch ins Ausland. Für die Sekundarstufe zeichnet sich das als Ergebnis der Einführung des Abiturs nach 12 Jahren jetzt schon ab. Ich halte das für eine geradezu verhängnisvolle Entwicklung. Der Grund für die geringe Verfügbarkeit von Studienplätzen liegt ganz einfach im Finanziellen, sowohl was die Finanzierung von Auslandsaufenthalten angeht wie auch die Verfügbarkeit von Studienplätzen in angelsächsischen Ländern zu bezahlbaren Preisen.

Das gilt auch für die Verfügbarkeit von Englisch im öffentlichen Leben. Es gibt in keinem nennenswerten Maße englische Originalfilme, schon gar nicht im Fernsehen.

Hier sind wir schlicht nicht konkurrenzfähig.

8. Ausblick

Ich habe Ihnen eine paradoxe Situation geschildert, wie sie vielleicht nicht im öffentlichen Bewusstsein ist: man fühlt sich durch das Englische beherrscht, aber die breite Beherrschung des Englischen ist eher mäßig, und sicher international nicht konkurrenzfähig. Im breiten Durchschnitt kann man ein bisschen Englisch, wie man von fast allem ein bisschen kann, aber kaum noch was richtig. Diese Bisschen-Mentalität ist sehr weit verbreitet und gilt auch für andere Bereiche, eben auch auf der Universität, die angehalten ist, „Bisschen-Studiengänge“ zu machen, in denen man ein Fach kaum noch richtig studieren kann, mit Sicherheit aber keine international konkurrenzfähige Kompetenz und eine wissenschaftlich fundierte Kenntnis von Beschaffenheit und Funktionieren des Englischen, oder jeder Fremdsprache, erwerben kann. Es steht dahin, wie durch kumulativen Dilettantismus Berufsbefähigung erreicht werden soll.

Mir scheint, dass ein enger Zusammenhang zwischen der unkritischen Übernahme englischer Ausdrücke einerseits und der schlechten Beherrschung des Englischen andererseits besteht. Man kann die BEIDEN Systeme nicht gut genug, um ihnen ihren festen Platz zuweisen zu können. Eine Souveränität in beiden Sprachen, der Muttersprache UND der Fremdsprache Englisch ist der beste Garant für ein souveränes Auseinanderhalten und hat die uninformierte Übernahme zum Gewinn von Sozialkapital nicht nötig. Bei jedem Sprachkontakt führt

unvollständiges Lernen zu Übernahmen. Unsere Konkurrenten, wie die Holländer, die Skandinavier und die Polen haben das Problem sehr einfach und effizient gelöst. Dort wird im Durchschnitt gut Englisch gesprochen, es läuft sehr vieles effektiv zweisprachig, es gibt jede Menge an lebendigem Englisch in der Öffentlichkeit, sei es in Kino oder Fernsehen, und es gibt vor allem keine verkrampfte Dominanzdebatte – die ist dann auch nicht mehr nötig. Auch soll es Zeitungen in Deutschland und sogar Düsseldorf, geben, die eine wirkungsvolle Lösung gefunden haben: in der Zeitung so wenig Anglizismen wie möglich, dabei aber eine eigene exzellente Beherrschung des Englischen: was man beherrscht, durch das fühlt man sich nicht dominiert. Wer es etwas hochstehender haben möchte: der Weg zur Alterität führt über die Identität. Und die involviert Sprachwissen (Können und Kennen), um nicht zu sagen sprachliche Essenzialität. An sämtlichen drei Dimensionen mangelt es in Deutschland sehr.

* Basiert auf einem Vortrag gehalten am 5. Juli 2004 im Industrieklub Düsseldorf in der Reihe „Im Dialog mit der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf“

Bibliographie

- Ammon**, Ulrich (2001). “English as a future language of teaching at German universities? A question of difficult consequences, posed by the decline of German as a language of science.” In: Ulrich Ammon (ed.), *The Dominance of English as a Language of Science*. Berlin / New York: Mouton de Gruyter.
- Crystal**, David (1997). *English as a Global Language*. Cambridge: CUP.
- (2001). *Language in the Internet*. Cambridge: CUP.
- Davies**, Alan (2003). *The Native Speaker: Myth and Reality*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Graddol**, David (2001). “The Future of English as a European Language.” *The European English Messenger* (European Society for the Study of English), X / 2, 47-55.
- Heath**, Shirley Brice (1981). “English in our language heritage.” In: Charles A. Ferguson & Shirley Brice Heath (eds.), *Language in the USA*. Cambridge: CUP, 6-20.
- Modiano**, Marko (2000). “Euro-English: Educational Standards in a Cross-Cultural Context.” *The European Messenger*, IX/1, 33-37
- Nunberg**, Geoffrey (2002). “Going Nuclear”. AVL online: [<http://www-csli.stanford.edu/~nunberg/nuclear.html>]
- Stein**, Dieter (2003). “Review of David Crystal, *Language and the Internet* (CUP 2001).” *Linguistics* 41:1,158-163.